

Zum eigenen Ich entschlossen

Tim Blanning hat eine lesenswerte Biografie des Preußenkönigs Friedrich des Großen geschrieben

VON KONSTANTIN SAKKAS

Von der „jahrhundertalten britischen Besessenheit vom unbri- tischsten aller Wesen“ schrieb der große Militärgeschichtler Christopher Duffy 1985 augenzwinkernd in der Ein- leitung zu seinem Werk über Friedrich den Großen als Heerführer. Nun hat diese Besessenheit eine neue Blüte gefunden: Der Cambridge-Emeritus Tim Blanning, in Großbritannien eine Autorität für neuere deutsche Geschichte, hierzulande aber eher unbekannt, hat bereits 2015 eine monumental angelegte Biografie des „Großen Königs“ publiziert, die am morgigen Donnerstag – endlich, möchte man sa- gen – im Beck-Verlag erscheint.

Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Zwar versucht sich Blanning gar nicht erst an einer geschichtsphilosophischen Ein- ordnung, wie sie sein Kollege Christopher Clark in seinem jüngsten Buch „Zeit und Macht“, unternimmt. Dafür aber befreit er den Friedrich-Diskurs einmal mehr von allen Schlacken, die sich ihm im Laufe des „deutschen Sonderwegs“ angehängt ha- ben, und betrachtet den König als Kind – und als Mann – seiner Zeit. Sein weltläu- fer, um die eigene Meinung nicht verlegen- der Duktus hebt das Buch zudem von Jo- hannes Kunischs zweifellos bravourosen, aber auch aseptischer Standardbiografie von 2004 wohltuend ab.

Umstürzend Neues fördert Blanning nicht zutage, aber dankenswerterweise legt er den Fokus auf ein Kapitel, das in der Friedrich-Rezeption seit je wie der sprich- wörtliche Elefant im Raum steht: die ver- mutete Homosexualität Friedrichs. Sie ist für ihn eine Tatsache.

„Früher ein Tabu“, sei seine sexuelle Identität und Aktivität in der Fachliteratur leider immer noch „ein heikles Thema“. Blanning aber ist es „zu wichtig, um unter den Teppich gekehrt zu wer- den“. Immer wieder wird er in seiner Nar- ration von „Friedrichs Leiden und Größe“ darauf zurückkommen, beginnend mit dem, was er im englischen Original „the breaking of Frederick“ nennt: die physische und psychische Zerstörung des feinsinnigen und lebensbejahenden Prinzen durch den tyrannischen und bi- gottigen Vater, den Soldatenkönig.

Nachdem der Tod des schlagflüssigen Cholerikers im Mai 1740 den Sohn aus seiner „ägyptischen Knechtschaft be- freit“ hatte, habe Friedrich alles darauf an- gelegt, sich von diesem Vater abzugren- zen: kulturell, indem er der Aufklärung, den schönen Künsten und vor allem dem Vorbild Frankreich huldigte; privat, in- dem er sich mit einer „homosozialen, ho- moerotischen und wahrscheinlich auch homosexuellen“ Tafelrunde kultivierter Männer umgab, die oft als Gegenentwurf zum Proletentum des väterlichen „Ta- baskollegiums“ apostrophiert wurde; po- litisch aber, indem er nicht etwa das Erbe des Vaters verwarf, sondern ihn durch Leistung und Erfolge zu übertreffen suchte.



Beschönigung. Adolph Menzel prägte für lange Zeit das Bild von Friedrich. 1857 malte er die „Begegnung Friedrichs des Großen mit Joseph II. in Neisse im Jahr 1769“. Das Gemälde gehört der Nationalgalerie der Staatlichen Museen zu Berlin. Foto: Andres Kilger, SMB

Friedrichs wesentliche Motive, den ersten Krieg um Schlesien anzufangen – er selbst sprach vom „Rendezvous des Ruhms“ –, seien persönliche gewesen, schlussfolgert Blanning und setzt sich wohlwollend von der Verdammungsrhetorik früherer Historikergenerationen ab, die in der Annexion der österreichischen Provinz mit G. P. Gooch „eines der sensationellsten Verbrechen der Geschichte“ zu erkennen meinten. Es ist bezeichnend, dass dieses ebenso kanonische wie gouv- ernantenhafte Diktum – Goochs prägte es, noch frisch unter dem Eindruck des Zwei- ten Weltkriegs, in seiner Biografie von 1947 – in diesem Buch eines britischen Historikers nirgends zitiert wird.

Anstatt also zu mo- ralisieren, dringt Blanning lieber in die Tiefe der geopoliti- schen Zusammenhänge des 18. Jahrhun- derts, auch dies ein Feld, das, ähnlich wie Friedrichs Sexualität, von deutschen Historikern gerne gemieden wird, und führt den Nachweis, dass es nicht allein der Tod Kaiser Karls VI. am 20. Oktober 1740, son- dern der der Zarin Anna (einer Nichte Pe- ters des Großen) bereits drei Tage vorher war, der für Friedrichs schlesisches Unter- nehmen den letzten Ausschlag gab.

Nicht ohne Anerkennung zitiert er auch Friedrichs Verdikt, dass erst Maria There- sia (und das bereits in den 1740ern) eine „östliche Macht“ – nämlich Russland – „in das europäische Staatensystem geholt“

habe, „um das Kräftegleichgewicht im Westen wieder auszubalancieren“: So habe die Erste Polnische Teilung 1772 vor allem der Verhinderung eines Krieges zw- schen Russland und Österreich gegolten, deren Interessensphären schon damals in Südosteuropa angesichts des wankenden Osmanischen Reiches kollidierten. Fried- rich sei dagegen nur „lachender Dritter“ in diesem Kuhhandel gewesen – nicht we- niger, aber auch nicht mehr.

„Friedrichs unbeugsamer Wille und seine rücksichtslose Entschlossenheit, durchzuhalten, gleichgültig wie aussichts- los die Situation aussah“, lassen sich nach dieser Lektüre hinreichend durch das Mar- tyrium seiner Jugend erklären, ebenso wie sein erstaufling enges Verhältnis zu sei- nen Soldaten, das Blanning in einem fabelhaften Bild mit dem „eines High- land-Chiefs und seinem Clan“ ver- gleicht, aber auch die bemerkenswerte Tatsache, dass er „keine Schlachtengemäl- de seiner Siege im triumphalen Stil Ludwigs XIV.“ in Auftrag gab.

Das intime Ambiente von Sanssouci habe sich „von jedem anderen Hof un- terschieden“, und so originell, ja reaktio- när Friedrichs literarischer und musi- kalischer Geschmack auch gewesen sei, so einzigartig seien sowohl Sanssouci als auch die angeschlossene Gemäldegalerie, bekanntlich die älteste frei stehende ihrer Art in Europa.

Unhistorische Vergleiche mit Hitler, wie sie im Rahmen des Sonderweg-Diskur- ses jahrzehntlang gängig waren (und teils immer noch sind), vermeidet dieses Buch sorgfältig – bis auf einen, der aber ganz unerwartet ausfällt: „Friedrich spal-

tet die Geister dermaßen, dass er für sich in Anspruch nehmen kann, die kontrover- seste Gestalt der deutschen Geschichte zu sein, weit mehr als Adolf Hitler, über den nur ein einziges Verdikt ausgesprochen wird (zumindest in der Öffentlichkeit)“. Eine Pointe, die sich nur wenige deutsche Fachhistoriker leisten würden – eben- so wie das herrliche Aperçu aus der Fußball- welt, wonach die Eroberung Schlesiens für Friedrich „wie der Gewinn eines Sechs-Punkte-Spiels“ gewesen sei.

„Das Besondere an Friedrich war, dass seine Niederlagen nicht zur Zerstörung seines Charismas führten, eher im Gegen- teil.“ Blannings formidable, wenn auch nicht revolutionäre Biografie liest sich wie eine Bestätigung dafür aus rezeptions- geschichtlicher Sicht.

Gerade weil sie sich nicht in weberiani- schen Worthülsen wie „Königtum der Wi- dersprüche“ (Theodor Schieder) erschöpft, sondern einen Blick von innen und ins Innere riskiert, wird sie uns, nicht nur Friedrich, sondern auch seine Epo- che in ihrer *longue durée* besser zu ver- stehen. Einen neuen Maßstab für histori- sche Biografie hat Tim Blanning mit die- sem Buch allemal gesetzt.



Tim Blanning: *Friedrich der Große. König von Preußen*. Eine Biographie. Verlag C. H. Beck, München 2019. 718 S. m. 32 Abb. und 19 Karten, 34 €.

Nur die Masse zählt

Amir Hassan Chehelan blickt zurück auf die iranische Revolution des Jahres 1979

Anfang 1979 steigen überall in Tehe- ran Menschen auf die Dächer ihrer Häuser, um Zeuge eines bemerkens- werten Naturereignisses zu werden: Im Mond ist das Gesicht des Ajatollah Kho- meini zu sehen. Sie erkennen nicht nur den Bart des Religionsführers, die Augen und den Mund, sondern auch die Sorgen- falte auf seiner Stirn. Der Mann, so viel scheint klar zu sein, ist auserwählt, um die Iraner in eine bessere Zukunft zu führen.

Als einige Tage später bekannt gegeben wird, dass Schah Reza Pahlavi das Land verlassen habe, sorgt das in der ganzen Stadt für Jubel und Freudentaumel. „Nie zuvor hatten die Menschen solche Begei- stigungserlebnisse erlebt“, schreibt Amir Has- san Chehelan in seinem Buch „Der stand- hafte Papagei“, in dem er sich an den Um- sturz vor vierzig Jahren erinnert. Hundert- tausende strömen auf die Straßen, sie skandieren „Allahu Akbar“ und stürzen Denkmäler. Bald werden Polizeireviere angegriffen; die Bevölkerung bewaffnet sich. Eine Revolution hat begonnen, die sich als islamisch versteht.

Zu den ersten Opfern gehören Teherans Prostituierte. Der von einer Mauer umge- bende Stadtteil Schahr-e Now, in dem Hunderte gearbeitet haben, wird in Brand gesetzt. Einige Monate später werden viele obdachlos gewordene Sexarbeiterin- nen eine neue Aufgabe finden: Sie nähern Uniformen für den Krieg gegen den Irak.

Khomeini kehrt am 1. Februar 1979 in einer Air-France-Maschine aus seinem Pa- riser Exil nach Teheran zurück. Der da- mals 76-jährige Geistliche begibt sich vom Flughafen aus direkt zum Behescht- e-Zahre-Friedhof, auf dem Hunderte Opfer beigesetzt wurden, die in den Monaten zuvor bei Demonstrationen gegen das Schah-Regime gestorben waren. Viele An- hänger des Königshauses sind bereits ins Ausland geflohen, doch die Generäle lei- sten noch Widerstand. Aber überall, wo Soldaten ausrücken, werden sie von Zivi- listen umringt, die sie herzen und küssen, ihnen Blumenkränze umhängen und Bot- schaften Khomeinis vorlesen. Als junge Luftwaffenoffiziere gegen ihre Vorgesetzten meutern, hat die Revolution gesiegt.

Es sind euphorische Wochen. Chehel- tan, der die Zeitenwende als 22-jähriger Student erlebt, spricht vom Gefühl einer „grenzenlosen Freiheit“. Zeitungen er- scheinen drei Mal täglich und werden den Verkäufern aus den Händen gerissen. In den wenigen Monaten zwischen der alten und der neuen Diktatur, in denen die Zen- sur abgeschafft ist, werden mehr als zwei Millionen Bücher gedruckt und verkauft. Allerdings arbeiten Khomeinis Anhänger zielstrebig daran, die ganze Macht zu er- obern. Für Demokratie und Gewaltenteil- ung haben sie nur Verachtung übrig.

Intellektuelle, die sich für Säkularität und gegen eine von Klerikern dominierte Regierung aussprechen, stehen auf verlor- nem Posten. „Nach und nach wurde deutlich, dass nur die Politik der Straße Einfluss hatte, dass allein derjenige, der Millionen Menschen auf die Straße bringen konnte, über jeden anderen triumphie- ren würde“, schreibt Chehelan. Aus- schlaggebend für Khomeinis Erfolg sind die „Barfüßigen“, verarmte Angehörige der Unterschicht, die sich der Revolution anschließen, weil sie sich von ihr Aufstieg und Wohlstand erhoffen. Bei einem Volks- entscheid stimmten 98 Prozent der Wäh-

ler am 30. März für die Schaffung einer Is- lamischen Republik.

Die Medien werden zügig muslimifi- ziert. Rundfunksprecherinnen verschwin- den aus den Programmen, und im Fernse- hen sind bald nur noch verschleierte Frauen zu sehen. Khomeini warnt die Presse: „Sie ist zwar frei, aber wir gestat- ten ihr keinesfalls, sich gegen uns zu ver- schwören.“ Seine Worte wirken als Aufruf zur Gewalt. Die Tageszeitung „Ajande- gan“, bei den Imamen wegen ihrer kriti- schen Berichterstattung verhasst, wird an- gegriffen und bald darauf, wie vierzig wei- tere Blätter, verboten. Junge Radikale schließen sich zu einer Gruppierung zu- sammen, die sich Hisbollah, Partei Got- tes, nennt, politische Veranstaltungen stürmt, Buchhandlungen anzündet und Oppositionelle verprügelt. Im Herbst, konstatiert Chehelan, ist vom „Gefühl der Brüderlichkeit und Hilfsbereitschaft“, von dem das Land zu Beginn der Revolu- tion erfüllt war, nichts mehr zu spüren.

In Chehelans Buch wechseln dokumen- tarische mit romanhaften Passagen. Wie die Revolution die Gesellschaft des Iran aufwühlt und verwandelt, das beschreibt er aus dem Mikrokosmos des unweit der Universität gelegenen Stadtteils heraus, in dem er aufgewachsen ist. Dort sind es die Söhne, die sich gegen ihre Väter erhe- ben. Als das Spirituogeschäft von

Herrn Firuz attackiert wird, Schau- fenster und Flaschen zertrümmert wer- den, wirft Sohn Ho- majun den ersten Stein. Ein anderer junger Mann, Scha- hin, desertiert aus der Armee des Schahs und bringt

den Nachbarn bei, wie man mit einem Ge- wehr umgeht. Und irgendwann taucht ein Papagei auf, der immer wieder „Lang lebe der Schah!“ krächzt. Alle Umerziehungs- versuche scheitern.

Diktaturen brauchen Feindbilder. Das Feindbild der Islamischen Republik Iran stand von Anfang an fest: Amerika. Schließlich war es der US-Geheimdienst CIA, mit dessen Hilfe sich der Schah 1953 an die Macht gepuscht hatte. „Merg bar Amrikal“, Tod Amerika!, lautete der Schlachtruf der Studenten, die im Novem- ber 1979 in die US-Botschaft in Teheran eindringen und 52 Diplomaten als Gei- sellen nehmen. Amir Hassan Chehelan, der nach Aufenthalt in Großbritannien, Italien und Deutschland inzwischen wieder im Iran lebt, macht kein Hehl daraus, dass er den Gottesstaat für gescheitert hält. Die „Merg bar Amrikal“-Rufe, klagt er, wurden so laut, dass die Stimmen der, die Presse- und Versammlungsfrei- heit forderten, bald nicht mehr zu hören waren. Aber verstummt sind sie nie.

CHRISTIAN SCHRÖDER



Amir Hassan Chehelan: *Der standhafte Papagei. Erinnerungen an Teheran 1979. Aus dem Persischen von Jutta Himmelreich*. Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2018. 197 S., 22 €

An die Schubkarre gekettet

Auch Dostojewski erlebte das „Totenhaus“: Daniel Beer schildert das grausame System der Verbannung nach Sibirien im zaristischen Russland

Dieses glänzend erzählte und von Bernd Rullkötter ausgezeichnet übersetzte Buch von Daniel Beer gibt einen faszinierenden Einblick in ein wichtiges Kapitel der russischen Ge- schichte. Sibirien umfasste etwa drei Vier- tel des Zarenreiches und ist größer als die heutige Volksrepublik China. Die Erschlie- ßung und Kolonisierung dieser gewalti- gen Landmasse, die zu Beginn des 17. Jahr- hunderts noch so gut wie unbewohnt war, war ein zentrales Projekt der russischen Herrscher. Eine maßgebliche Rolle spielte dabei das System der Verbannun- gen: „Lange bevor der Sowjetstaat seine Lager errichtete, war Sibirien bereits ein riesiges offenes Gefängnis mit einer über 300 Jahre langen Geschichte.“

Vor allem im 19. Jahrhundert, das im Zentrum von Beers Darstellung steht, wurde dieses drakonische Bestrafungssys- tem sehr intensiv genutzt. Während die Briten bis zur Abschaffung des Deportati- onsregimes 1868 insgesamt 160 000 Sträf- linge nach Australien verbannten, wur- den zwischen 1801 und 1917 nicht weni- ger als eine Million Untertanen des Zaren in die Weiten Sibiriens verschickt.

Etliche Tausend der Unglücklichen wur- den sogar auf die von der Hauptstadt St. Pe- tersburg mehr als 6000 Kilometer ent- fernte Insel Sachalin geschickt, von der es kein Entkommen gab. Aber auch diejeni- gen, die zur Zwangsarbeit nach Tobolsk oder Krasnojarsk geschickt wurden, wa- ren oftmals jahrelang unterwegs, bevor sie ihren Zielort erreichten.

Das Vorankommen auf den unwegsa- men Straßen war überaus beschwerlich. Nicht selten hatten die Häftlinge ihre wa- renen Mäntel verkauft, um etwas zu essen dafür zu ergattern, und waren der sprich- wörtlichen sibirischen Kälte schutzlos ausgeliefert. Manche hatten nicht einmal Schuhe. Dabei marschierten sie die end- losen langen Strecken in aller Regel zu Fuß.

Viele liefen in Ketten, und wenn sie sich irgendwelcher Regelverstöße schuldig machten, wurden zur Strafe die Leder- streifen entfernt, die das Wundschuerm der Hand- und Fußgelenke verhindern sollten. Die Ernährung war oftmals erbärmlich, die hygienischen Verhältnisse katastrophal, die Zellen in den Gefängni- sen nicht selten in einem unzumutbaren Zustand und zudem rettungslos überfüllt, die Verwaltung korrupt und die Sterbli- cheit hoch. Beers Buchtitel nimmt nicht zu- fällig Bezug auf Dostojewskis „Aufzeich- nungen aus einem Totenhaus“. Dosto- jewski, der im Buch immer wieder zu Wort kommt, war selbst vier Jahre lang in Verbannung gewesen und hatte Zwangs- arbeit leisten müssen, wobei er die gesamte Zeit in Ketten gehalten worden war.

Immerhin waren die Verbannungsstra- fen zeitlich befristet; manchmal gab es auch, wenn Verwandte oder andere Für- sprecher Eingaben an den Zaren machten, einen Straferlass. Dennoch kam es ange- sichts der außerordentlich harten Lebens- verhältnisse immer wieder zu Fluchtver- suchen. Beer schätzt, dass im letzten Vier- tel des 19. Jahrhunderts etwa 100 000 Ver-

bannete auf der Flucht waren. Die Flucht- versuche endeten in den unwegsamen und dünn besiedelten Gegenden nicht sel- ten tödlich. In vielen anderen Fällen wur- den die Geflüchteten wieder gefangen ge-

beiter auswiesen, wobei die Brandmale auf dem Rücken oder auch im Gesicht an- gebracht wurden. Rückfällige Verbrecher wurden nicht nur in Ketten gefesselt, son- dern außerdem auch noch an einen Schu- bkarren gekettet, was eine besonders schreckliche Strafe war.

Dieses Strafsystem, das durch Schrift- steller wie Dostojewski und Tolstoj, aber auch durch Rückkehrer und durch eine zu- nehmend informierte, aufgeklärte und po- litisch interessierte Öffentlichkeit im Lauf der Jahre in all seinen grausamen Dimen- sionen immer bekannter wurde, trug maß- geblich dazu bei, dass das zaristische Rus- sland im In- und Ausland als ein besonders rückständiges, despotisches und graus- ames Regime galt. Das Auseinanderrei- ßen von Familien und die fürchterlichen Körper- strafen, zu denen auch das Aufschnit- zen von Ohren und Nasenflügeln gehörte, wurde als inhuman, demütigend und nicht mehr zeitgemäß empfunden.

Als es dann 1905 zur ersten Russischen Revolution kam, implodierte das ganze Verbannungssystem. Nachdem in der Ver- gangenheit vor allem Verbrecher oder auch Leibeigene, die ihren Herren lästig geworden waren, in die Verbannung ge- schickt worden waren, wurden nun in kur- zer Zeit mehrere Zehntausend Menschen wegen politischer Delikte wie der Zugehö- rigkeit zu illegalen Organisationen oder der Verbreitung umstürzlerischer Litera- tur nach Sibirien verbannt. Die Folge war eine „Explosion der sibirischen Gefängnis- bevölkerung und ein katastrophaler Nie-

dergang der Haftbedingungen“. Die Sterb- lichkeit unter den Häftlingen nahm gewaltig zu; sie normalisierte sich nicht mehr.

Das Jahr 1905 war der Anfang vom Ende der zaristischen Autokratie. Sie hatte sich noch einmal gegen die Revolu- tionen durchgesetzt, aber der Sieg war nur von kurzer Dauer. Mit der Revolution 1917 war die Herrschaft des Zaren für im- mer beendet, nicht allerdings die Rolle Si- biriens als eines Totenhauses für die Uner- wünschten. Daniel Beer widmet dem „Ro- ten Sibirien“ in seiner Darstellung nur ein Nachwort, was eine kluge Entscheidung ist. Denn die Entstehung des Gulag, des gi- gantischen Netzes von Straf- und Arbeits- lagern, in dem zur Zeit Stalins bis zu 2,5 Millionen Menschen einsaßen, gehört in ein anderes Kapitel der russischen Ge- schichte.

Auch im 19. Jahrhundert hatte es schon Gruppen von Häftlingen gegeben, die aus politischen Gründen in die Verbannung geschickt worden waren. Der Autor nimmt sie ausführlich in den Blick, allen voran die Dekabristen – russische Offi- ziere, die im Dezember 1825, daher ihr Name, den Eid auf den neuen Zaren Niko- laus I. verweigert hatten. 600 von ihnen wurden in die Verbannung geschickt. Als Adelige genossen sie Privilegien, konnten den beschwerlichen Weg in Kutschen zu- rücklegen, waren materiell sehr viel bes- ser gestellt als gewöhnliche Kriminelle und wurden nicht selten von ihren Ehe- frauen begleitet. Die Dekabristen wurden so auch zu Agenten des Zivilisationstrans-

fers und erwarben sich hohes Ansehen in den unwirtlichen Weiten Sibiriens.

Weitaus schwerer war das Los der Revolu- tionäre des gescheiterten Novemberrauf- stands 1830/31. Es war der Versuch, den 1815 auf dem Wiener Kongress aufgetei- lten polnischen Staat wiederherzustellen. Zehntausende Polen emigrierten nach der Niederlage nach Westeuropa, aber etwa 80 000 Aufständische mussten den Weg in die Verbannung antreten. Die Polen versuchten 1863/64 ein weiteres Mal, ihre nationale Souveränität zu erkämpfen, und unterlagen erneut, sodass noch ein- mal 20 000 Aufständische in die Verban- nung geschickt wurden. Beide Aufstände hatten ihr Zentrum im russischen Teil Po- lens und fanden nur ein geringes Echo in den preußisch oder habsburgisch besetz- ten Landesteilen.

All dies wird vom Autor ausführlich ge- schildert. Er bedient sich für seine leben- dige und anschauliche Erzählung einer Fülle von Quellen, Tagebüchern, Briefen und Akten, die er in den russischen Archi- ven aufgespürt hat.

ERNST PIPER



Daniel Beer: *Das Totenhaus. Sibirisches Exil unter den Zaren. Aus dem Englischen von Bernd Rullkötter*. S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 2018. 624 S., 28 €

ANZEIGE

Jetzt jedes Buch versandkostenfrei bestellen!

Bestellhotline: (030) 290 21-520

SHOP TAGESSPIEGEL

shop.tagesspiegel.de

Askaniischer Platz 3, 10963 Berlin

Mo.–Fr. 9.00 bis 18.00 Uhr

Kundenparkplatz

Anbieter: Verlag Der Tagesspiegel GmbH, Askaniischer Platz 3, 10963 Berlin

nommen und dann mit grausamen Auspeitschungen bestraft, die dauerhafte kör- perliche Schäden hinterließen. Den Häft- lingen wurde schon zu Beginn der Verban- nung die Hälfte des Haupttaars gescho- ren, um sie zu kennzeichnen. Nach Flucht- versuchen wurden sie oftmals mit Zei- chen gebrandmarkt, die sie als Zwangsar-